Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 154. Bromberg, den 9. Juli 1935

Der Gemsjäger vom Bernina-Paß.

Roman von O. v. Hanstein.

(27. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Das stimmte nun freilich nicht ganz. Wohl war es heraus, daß ein Grenzjäger mit den Schmugglern zusammengearbeitet hatte, aber daß dies der „tote" Infanger war, das wußte man nicht.

„Schlau mußt sein. Verloren bist so und so. Jetzt hast fünftausend Frank. Tausend gibst mir, mit den anderen machst, daß du wegtimmst. Bist ja tot! Bist ja vom Kernbacher erschossen! Der Kernbacher hat das Geld gestohlen! Kriegen tun sie ihn a net, denn er ist in Chur aus dem Gefängnis gebrochen und ist nach Deutschland über die Grenze. Glück hast du! Tot bist! Also sei klug und laß den Infanger tot sein."

Er hatte ihm Zeitungen gegeben, in denen alles bestätigt war, was er sagte. So war der Infanger, von seinem bösen Gewissen getrieben, wirklich hinauf in die Berge gegangen und zum Grimaldi geworden.

Er kannte den Schwager. War auch kein Mann von allzu hartem Gewissen, hatte auch allerhand auf dem Kerbholz, ehe er aus Triest verschwand und hier in die Berge hinaufging.

Niemand in Scalino kannte den Grenzjäger Infanger, niemand wußte etwas davon, daß der Grimaldi, der hier als Tischler lebte, in Triest wegen Betruges im Gefängnis gesessen.

Kurz nur war das Gespräch zwischen den beiden Schwägern.

„Tausend Frank gebe ich dir, wenn du sagst, daß ich dein Bruder bin, der in Triest arbeitslos wurde. Bruder und Schwager ist ziemlich dasselbe."

Immer noch blieben dem Infanger dreitausend Frank von den fünftausend, die er unterschlagen, und wer fragte in Scalino danach, ob der Tischler Grimaldi seinen stellungslosen Bruder zu sich nahm?

Dann wurde die Stelle eines Schreibers im Stadthaus frei, und der Tischler brachte seinen Bruder aufs Amt.

„Ich war Buchhalter in Triest, aber ich habe meine Stelle verloren. Versuchen Sie es mit mir."

Viele Leute, die sich zum Sekretär eigneten, gabs nicht in dem kleinen Städtchen. Einen guten Eindruck machte der Mann, intelligent war er auch. So wurde der tote Infanger als wiedererstandener Grimaldi Stadtschreiber in Scalino, tat seine Pflicht und glaubte es immer bleiben zu können. Wer sollte noch viel nach dem toten Infanger suchen? Es hatte ja in der Zeitung gestanden, daß er in eine Gletscherspalte geworfen sei, und eine solche gab ihr Opfer erst nach einem Menschenalter wieder frei, oft aber auch gar nicht.

Immer kühner und zuversichtlicher wurde der ehemalige Grenzjäger. War ein fixer Sekretär, dachte daran, sich von seinem Gelde im nächsten Sommer ein kleines Häuschen zu kaufen.

Und jetzt, mitten im Winter, jetzt schneite auf einmal die alte Hexe, die Kernbacherin, in die Stadt, und die Pia Collina, von der er keine Ahnung hatte, daß sie eine Stunde von der Stadt in den Chionahäusern wohnte, war auch da! Hätte ihn gewiß nie gesehen, hätte auch nie den Mut gehabt, ihn zu entlarven, wenn eben nicht das alte Weib an ihrer Seite gewesen.

Das ungefähr war es, was der Infanger, durch den Polizeihauptmann und fast mehr noch durch die alte Kernbacherin in die Enge getrieben, jetzt eingestand und zu Protokoll gab.

Nach fünf Tagen, denn es hatte wieder Schnee gegeben, fuhren statt des einen gleich zwei Wagen nach Tirano hinunter. In dem einen saßen der Herr Revisor und rechts und links von ihm die Kernbacherin und Pia Collina. Ein ganz anderes Weib war die Alte geworden. Hochaufgerichtet saß sie da, und ihre Augen leuchteten hell und froh.

Im zweiten Wagen aber saßen der „tote" Infanger und sein Schwager Grimaldi, und außerdem zwei Gendarmen mit geladenen Revolvern, während die beiden Verbrecher eiserne Armbänder um die Handknöchel trugen. Großes Aufsehen gab es, als der seltsame Zug in Tirano eintraf. Eine ungewohnte Unterbrechung des Winterschlafs eines kleinen Städtchens, wenn plötzlich ein ehrenwerter Grenzjäger, der heimtückisch von einem Wilderer ermordet wurde, wieder auflebt und dann selbst als Verbrecher, als Hehler von Schmugglern, als Betrüger, der Amtsgelder unterschlagen, als Urkundenfälscher, der unter anderem Namen gelebt hatte, vor Gericht steht, und wenn um diesen Lumpen ein ehrlicher Mann schon seit Monaten im Gefängnis schmachtet. Freilich, bis alles aufgedeckt war, bis die Behörden wirklich klar sahen, bis endlich die alte Kernbacherin durchsetzte, daß ein amtlicher Bericht nach Chur an die schweizerischen Bundesgerichte abgeschickt wurde, war der Monat Januar vergangen.

Leider aber war die alte Frau der neuen Aufregung nicht gewachsen. „I muß nach München und vorher nach Chur."

Pia, die sie bis jetzt nicht verlassen, schüttelte den Kopf. „Du kannst net."

„I muß. Weißt was, komm mit, i zahl dir die Reise." Es war nicht schwer, von der Frau, bei der die Pia in Tirano bedienstet, die Erlaubnis zu bekommen. Jetzt im Winter war ja doch nichts zu tun. Sie kamen nach Pontresina.

„Willst erst zum Vater?" Davon, daß der Alte inzwischen nach München gereist war, wußte die Pia nichts.

„Ja — wann die Stiefmutter net wär."

Es war derselbe Richter in Chur, der damals die Alte am liebsten verhaftet hätte, als sie dem Sohn zur Freiheit verholfen hatte. Jetzt mußte er aus den Berichten des italienischen Gerichts in Tirano, die das alte Weib ihm überbrachte, sehen, daß sie alle dem Xaver unrecht getan hatten. „Höchste Zeit war's. Morgen soll in München verhandelt werden, ich werde sofort eine Gerichtssitzung einberufen und dann telegraphieren."

Zu der Zeit, als im letzten Augenblick in München, kurz vor der Verurteilung des Xaver, das Telegramm eintraf.

saß die Kernbacherin mit der Pia Collina schon lange in der Bahn und fuhr von Lindau nach München. Sie hatte nicht Ruhe gegeben. Der Post traute sie nicht. Der Richter mußte ihr die Protokolle und die Geständnisse des Infangers, so wie er sie vom Gericht in Tirano bekommen, mitgeben.

„Wann i's hab, dann kimmts an die rechte Stellen."

Es war der Kernbacherin merkwürdig zumute, als sie wieder in München auf dem Hauptbahnhof stand. Vierzig Jahre fast war es her, seit sie mit ihrem Mann die Heimat verlassen hatte, kaum fand sie sich noch zurecht. Aber die Kernbacherin war kein Weib, das sich einschüchtern ließ. Sie zog die von der Großstadt verwirrte Pia am Arm und rief ein Auto herbei. Noch hatte sie ja einen Batzen Geld in der Tasche, denn der alte Kernbacher hatte mehr hinterlassen, als selbst der Xaver wußte.

„Zum Gerichtsgebäude, so schnell es geht!"

Verwundert empfing der Landgerichtsdirektor, der in der Sitzung am Vormittag den Vorsitz geführt hatte, die alte Frau.

„I bring die Berichte vom Gericht in Chur."

„Ihr Sohn ist bereits in Freiheit gesetzt."

„Wo ist er?"

„Das weiß i net, aber i denk, er ist bei der Zeugin Josepha Collina, die seine Braut ist. Wenigstens werden Sie da die Adresse erfahren."

Wieder nahm die Kernbacherin ein Auto und fuhr in die Biermälzergasse, die man ihr als Josephas Adresse angegeben. — — — — — — — — — — — —

Das kleine Wartezimmer der Zeugen neben dem großen Saal der Hauptverhandlungen ist ein Raum, der, wenn er zu reden vermöchte, manches erzählen könnte. Viel Angst, viel Leid, viel bange und zitternde Erwartung, viel zu Grabe getragene Hoffnung und viel verzweifeltes Jammern und Weinen ist in seinen vier Wänden geschehen, aber auch manches plötzliche Aufjauchzen in seligem Glück.

Josepha Collina saß auf einem Stuhl, der Arzt hatte ihr etwas Beruhigendes gegeben. Nun erst kam ihr das volle Erkennen, und sie sprang auf. „Wo ist Xaver?"

Die Tür wurde geöffnet, und ihre Augen sahen dieses seltsame Bild, wie Wastel, der Sudmeister, seinen Nebenbuhler hereinführte. Wie ein Träumender sah Xaver sich um, hatte etwas Scheues, etwas von der Art eines Mannes, der eben vom Lager aufsteht, auf dem er mit gebrochenen Füßen geruht hat, und der jetzt allein auf einem Brett über einen schwindelnden Abgrund gehen soll.

Josepha trat auf ihn zu, legte den linken Arm um ihn und streckte die rechte Hand dem Wastel entgegen. Dem braven, guten, treuen Wastel, dem noch immer die Augen voll Wasser standen und der dann plötzlich einen gewaltigen Schnaufer tat, den Hut abriß: „Hab die Ehr miteinander". Damit stürmte er aus der Tür.

Xaver kam langsam zu sich, jetzt trat der Collinabauer auf ihn zu. „Ich wünsch dir Glück, Xaver, jetzt kimmst fei mit nach Pontresina. Mußt sehen, daß die blassen Wangen wieder frisch werden."

Xaver sah auf. „Ja — ist's denn wahr? Ist's denn wirklich wahr? I bin frei? Das Wunder ist kimma, das i immer vom Herrgott erbeten und das i nimmer erhofft hab?"

„Wahr ist's."

„Sepherl und du — und der Collinabauer — ist a da? Bis wegen mir kommen?"

„Hab dir viel abzubitten, Xaver."

„Ich muß Sie bitten — der Raum wird geschlossen." Der Gerichtsdiener, der gewohnt war, in solchen Stunden den Menschen Zeit zur Sammlung zu lassen, war eingetreten.

Und nun schritten die drei die große Freitreppe hinunter, die Treppe, die jetzt auf einmal so hell und freundlich aussah, und gingen durch lange Gänge, die nichts Furchtbares mehr hatten. Nur draußen am Tor, wo zwei Soldaten standen und die Gewehre in ihrer Hand hielten, da warf der Xaver einen scheuen Blick umher, und die Josepha, deren Nerven jetzt von einem Extrem in das andere schlugen, lachte hell auf.

„Wenn i daran denk, wie i hier immer um das Gebäude herumgelaufen bin, wie i gebebt hab und gezagt und jetzt — jetzt — i weiß net, an lauten, an ganz lauten Jodler möcht i hinausschreien in all meinem Glück."

Der Collinabauer, sonst gewiß ein sparsamer Mann, der jeden Groschen dreimal umkehrte, ehe er ihn ausgab, und lieber drei Stunden zu Fuß ging, ehe er einen Wagen nahm, winkte ein Auto heran.

„Zur Biermälzergassen!"

Jetzt saß der Xaver im Auto, und bei dem schönen, klaren Wintertage waren sogar die Fenster offen. So hatte es der Xaver gewünscht.

Mit ganz fremden, fragenden Augen sah er umher. Sprach fast gar nicht, hielt des Sepherls Hand fest umklammert und hatte immer noch das Gefühl, daß dies alles ein Traum sei und er plötzlich wieder in seiner Zelle erwachen müsse.

Dann waren sie in der Biermälzergasse, aber kurz vor dem Haus ließ der Collina halten.

„Das geht net, in der kleinen Kammer können wir doch net alle wohnen. Wissen S' net a bescheidenen Gasthof hier in der Nähen?"

Der Chauffeur fuhr zum „Schwarzen Hahn", der Collina bestellte zwei Zimmer nebeneinander.

„Eins für das Madel und eins für uns Mannsleut."

Da nickte das Sepherl ihm dankbar zu. Wenn er schon mit dem Xaver ein Zimmer nahm, war alles recht.

Dann standen sie oben, und jetzt brachen Xavers Nerven zusammen.

„Sepherl, dös dank i dir und dein' Vater!"

Sie wehrte ab. „Na, dein Mutterl dankst's, denn sicher hat sie den Infanger gefunden"

Dem Collina riß die Geduld. „Teixel, jetzt laßt dös Geplärr, i denk, jetzt sollt man lieber was Verständiges essen!"

Sie wollten nicht unter andere Leut. Auch sah der Xaver in seinem Berglergewand mit den nacketen Knien, so, wie er damals herabgestiegen von der Alp, nicht so aus, daß er gut im Februar in eine Wirtsstube konnte, ohne als Faschingsspaß angeschaut zu werden.

Sie ließen sich Essen und Bier heraufkommen.

„Was nun? I denk, jetzt stellst ans Gericht eine Klage auf Schadenersatz."

„Laß das heute! Vaterl, liebes Vaterl, net wahr, jetzt hast nimmer was gegen den Xaver?"

Collina mußte sich über das Gesicht streichen. „I denk, das lassen wir auch heut."

„Na, das net!"

Aber die Antwort wurde dem Bauern erspart. Die Tür ging auf, und herein traten — die alte Kernbacherin und das Pia-Madel.

Bis zur Windhuberin war die Alte im Auto gefahren, war entsetzt über die Verwüstung, die noch jetzt in der Gasse herrschte, hatte in das Zimmer der Sepherl geschaut.

Die Windhuber zuckte die Achseln. „Sind auf dem Gericht, da soll ja heut der große Prozeß sein."

Verwundert sah sie auf das alte Weib im Bauerngewand, das jetzt hellauf lachte.

„Nix ist's mit dem Prozeß! Frei ist der Xaver. I hab ihn frei macht, i, seine Mutter."

Da kam ein Junge gerannt, den das Sepherl geschickt hatte, als sie in den Gasthof gingen.

„I soll a Gruß bestellen von dem Fräulein, dös bei Cahna wohnt. Sie wäre mit ihrem Vater im „Schwarzen Hahnen" und würd nachher kimma."

„Komm, Bua, zeig mir den Hahnen!"

So hatte die Kernbacherin erfahren, wo der Xaver war, und jetzt stand sie im Zimmer.

Verwunderte Augen machte der Kellner, der eben das Essen und die Maßkrüge mit Bier brachte. Lauter tolle Menschen schienen es da droben im Zimmer zu sein. Das alte Weibel, der Mann mit den nackten Knien, der laut schluchzte, der andere Alte, den gleich zwei junge Madeln abdrückten, um dann wieder einander zu busseln.

Es war eine tolle, eine seltsame Gesellschaft, und zwischen allen saß einer, ließ sich alles gefallen, war glücklich, wie er es gar icht sagen konnte, und fand doch kein Wort, weil er sich noch nicht wieder zurechtfand in der Welt und der Freiheit — und das war der Xaver Kernbacher, der fast fünf Monate unschuldig als Mörder im Gefängnis gesessen hatte.

Es war eine recht unruhige Nacht, die da fünf Menschen im „Schwarzen Hahnen" in München verbrachten! Das heißt, zwei schliefen wie die Murmeltiere: die Mutter Kernbacher und Pia! Dafür lag das Sepherl lange munter und sah immer wieder zur Nebentür hinüber. Da schliefen ja die beiden liebsten Menschen, die für sie auf der Welt waren: der Xaver und ihr Vater, den sie eigentlich jetzt erst so recht liebgewonnen. Glücklich, so recht von Herzen glücklich, wollte sie sein, und dennoch — immer wieder sah sie den Wastel, den guten, treuen Wastel mit seinen traurigen Augen. Sah ihn, wie er in der Tür stand und den Xaver zu ihr führte. Warum mußte der Wastel nun unglücklich werden, weil sie doch nicht anders konnte? Und manchmal beschlich es sie, daß der Xaver doch heut so fremd war, und dann wäre sie am liebsten aufgesprungen, hinübergelaufen und hätte ihn um Verzeihung gebeten. Wenn sie ihn doch auch wieder hätte froh machen können, den Wastel!

— — — — — — — — — — — — —

Der Xaver war rasch eingeschlafen. Die zwei Maß Bier, die er getrunken und die er so gar nicht mehr gewöhnt war, hatten ihn müde gemacht. Aber mehreremal in der Nacht wachte er auf, saß aufrecht im Bett, starrte um sich und dann — dann sah er das große Fenster, durch das die Straßenlaterne hereinschimmerte, und hörte den alten Collina schnaufen und — dort hinter der Tür, da schlief ja das Sepherl! Er legte sich wieder um, kuschelte sich in das Kissen, das ihm nach der harten Pritsche so weich schien, und schlief wieder ein.

Auch der Collinabauer fand nicht recht ruhigen Schlaf. Ja, der Xaver, der war nun frei, und ein ehrlicher Bursch war er. Ein Geld hatte er wohl auch. Man munkelte, daß die Alte nicht arm sei, aber — er war doch ein stattlicher Mann, der Wastel Schindhammer, und sein Vater erst recht. Frau Bräumeisterin? Es wäre auch nicht schlecht gewesen!

Und dann wieder, gar nicht so weit entfernt, in der Wohnung der Schindhammers, gab es auch schlaflose Leute in dieser Nacht. Da lag der Wastel in seinem Bett und fand keine Ruhe. Ja, nun war er frei, der Xaver! Nun war ihm des Sepherl für immer verloren! Unsinn! Jetzt wollte er erst recht um sie kämpfen. Nun war der Xaver ja frei und — Herrgott — die Frau Bräumeisterin? Aber dann sah er wieder diese todtraurigen Augen. Diesen Mann, der so ganz zusammengebrochen in der Anklagebank gesessen und der dann mit Augen um sich schaute wie ein wundes, gehetztes Tier, das noch nicht glauben konnte, daß seine Peiniger es laufen ließen. Wie er das Sepherl angeschaut hatte, der Xaver! Nein, so ein Lump konnte er, der Wastel, net sein, daß er dem Armen sein Glück stahl!

Und nebenan in der Kammer, in der die Mutter friedlich schnarchte, fand auch der Herr Bräumeister keinen Schlaf. Lächerlich war es! Mit Händen und Füßen hatte er sich gegen das Sepherl und seines Sohnes törichte Liebe gesträubt, und jetzt? Jetzt fühlte er, daß sie doch ein braver, ein ganzer Mensch war. Daß sie eine gute Frau für den Wastel geworden wäre, und der Collinabauer? Ja, der hatte ihm erst recht gefallen in seiner ernsten, selbstbewußten Bauernart. Das war auch ein Mann, der Geld hatte. Schade! Jetzt, wo er doch eigentlich seinen Zweck erreicht hatte, jetzt, wo der Wastel auf seine Pläne verzichten mußte, jetzt fühlte der alte Bräumeister, daß er das Madel eigentlich immer gern gemocht hatte und — nun war es ihm wieder nicht recht!

Und so kam in dieser Nacht, in der sie alle Ursache gehabt hätten, so recht von Herzen glücklich zu sein, eigentlich niemand dazu, sich ganz zufrieden zu fühlen, als eben das alte Mutterl, das ihre Aufgabe bis zum Ende erfüllt hatte, und Pia, die ja eigentlich, zum wenigsten bisher, nur eine Mitläuferin gewesen war und deren Herz sich nur darüber freute, wieder bei Vater und Schwester zu sein.

(Schluß folgt.)

Rotes Licht.

Skizze von Walter Hans Giese.

Pfeilgerade durchfurcht das Gleis den endlosen Wald. Die stundenweite Mauer der Bäume wird nur an einer Stelle unterbrochen: auf der Mitte der Strecke, die der Zug durch den Wald zurücklegt, liegt die Station. Wenige Züge nur befahren die Strecke, und selbst sie beachten durchaus nicht alle die Haltestelle. Man kann kaum von einer Station reden, es ist nicht mehr als eine Bedarfshaltestelle. Ein Häuschen steht da, ein Mast mit einer Fahne, vor dem Haus eine Bank, dahinter, sich zaghaft dem Wald entgegenarbeitend mit Blatt und Blüte, liegt der Garten, in dem der Bahnwärter Siemsen das Gemüse für seine Küche zieht. Den festlichsten Raum des Hauses bildet die luftige Wachtstube. Man kann sie gleich von der Küche aus betreten. Ihre beiden Fenster blicken, unverhängt, den heranfahrenden Zügen entgegen. Eine Lampe steht auf dem Tisch. Magerer Lichtschein grüßt verschämt hinaus. Aber für die schnaubenden Ungetüme ist allein die Signallampe Siemsens maßgebend.

Und schier undurchdringlich, erschreckend in seiner Dichte, wächst der Wald bis an den winzigen Garten heran. Seine Wipfel raunen unermüdlich in das Tagewerk und den Schlaf der drei Menschen, die das Haus und seine Umgebung mit ihren friedlichen Geschäften beleben. Da ist Siemsen, ein Beamter, gegen den es keine Klage gibt, seine Frau, eine rundliche, rührige Person, und die sechsjährige Käthe, die Tochter der beiden . . .

Siemsen sitzt heute allein mit seiner Tochter. Die Frau ist am Nachmittag ins Dorf gegangen, um Proviant für die einsame Station einzukaufen. Sie wird erst in zwei oder drei Stunden eintreffen, je nachdem, was ihr die Dörflerinnen an Neuigkeiten mitzuteilen haben. Wie an solchen Tagen üblich, rüstet Siemsen der Tochter das Bett. Er hat die Kasse in Ordnung gebracht (es waren nicht viele Fahrgäste heute), in einer Viertelstunde kommt der letzte Zug. Wenn er vorüber ist, wird Siemsen auf dem hölzernen Tisch der Wachtstube sein Abendbrot zu sich nehmen und dann ruhig, vom Walde umbraust, einem neuen stillen Tage entgegenschlafen.

Er trägt das Kind, das heute wacher ist als sonst und nicht schlafen will, ins Bett und redet ihm gütlich zu, während er für den letzten Zug die Signallampe bereitet. Er braucht ihn nicht halten zu lassen, auf der Strecke ist alles in Ordnung, soweit sein Dienstgebiet reicht; er kann ihm das weiße Licht entgegenhalten. Grünes Licht mahnt den Zugführer: „Vorsicht! Langsam fahren! Das rote aber würde gellende Pfiffe auslösen, Funkengarben von den Bremsklötzen schlagen, hindämmernde Passagiere auffahren und die Schienen blau aufleuchten lassen unter den gleitenden Rädern — bis der Zug hielte. Das alles kann das rote Licht in Siemsens Hand bewirken. Und darum löst Siemsen das purpurne Glas aus der Laterne, legt das grüne dazu auf den Tisch und zündet die Flamme an. Bedeutungslos liegen nun die bunten Scheiben neben der Tischlampe, die nichts mit ihnen anzufangen weiß und sich darauf beschränkt, das Abendbrot zu bestrahlen. Dann tritt Siemsen hinaus, um den Zug zu erwarten.

Das Kind kann nicht schlafen. Die Hitze hat sich in den Räumen gefangen, der Wald hält den kühlenden Wind fern. Verloren ruhen die Augen des Mädchens auf den gläsernen Scheiben, durch die es nur einmal hat sehen dürfen, als der Vater fort war. Und Käthe erinnert sich der überraschenden Wirkungen, welche die Gläser im gewohnten Bilde der Umwelt hervorriefen. Sie träumt von einem Garten, der, mitten im Winter, plötzlich grünte, wenn man durch das grüne Glas blickte; ihr fällt ein Wald ein, dessen Kronen in die feurigsten Farben des Herbstes getaucht waren, sah man durch das rote. Und der Zauber, der den bunten Scheiben innewohnt, wird in ihrer Erinnerung immer mächtiger . . .

Unterdessen sitzt Siemsen draußen auf der Bank, das Signal erwartend, das den Zug ankündigt. Er hat noch Zeit und blickt zum Himmel, an dem die Sterne zahllos wach sind. Da knackt es hinter ihm, vielleicht sind es Rehe, die über das Gleis wechseln, und er bückt sich, um einen Stein aufzuheben, mit dem er die Tiere verscheuchen will. Da fliegt ihm ein Tuch über den Kopf, kräftige Arme umschlingen ihn, reißen ihn zu Boden, er will schreien, ein

Taschentuch wird ihm in den Mund gestoßen, es riecht schlecht, und der Ekel würgt den Mann; er schlägt um sich, da bekommt er einen so heftigen Tritt in die Seite, daß er die Arme von sich streckt, gleichzeitig schlingt sich ein Gürtel um seinen Leib, der ihm den Atem völlig nimmt. Mit letzten Kräften horcht er angestrengt, die Stimmen um ihn her versteht er nur schwach. Die Kasse! Aber er kann sich nicht aufraffen. Und nun gehen die Stimmen unter in wachsendem Gedröhn: Der Zug kommt. „Hilf Himmel", denkt der Gefesselte, „wenn der Zug doch hielte! Aber er wird bestimmt nicht halten. Das weiße Licht! das weiße —"

Eine Stimme neben ihm übertönt nun das Rollen und Stampfen. „Der Zug!" schreit die Stimme.

Und eine andere brüllt dagegen: „Die Lampe hoch! Das weiße Licht hoch! Dann fährt er vorbei . . ."

Die Leute müssen die Strecke kennen. Woher nur? Siemsen fallen nur die fremden Streckenarbeiter ein, die vor Wochen hier einige Tage lang schafften. Das Dröhnen wächst und wächst, es füllt die Ohren.

„Hoch die Laterne! Höher!" schreit die zweite Stimme. Ein Pfiff zerreißt die Abendstille, ein langer Pfiff. Dazwischen donnern die Schienen, rasseln die Wagen, faucht die Lokomotive. Aber was ist das? Neue Pfiffe, drei, fünf, sechs.

„Er hält! Verflucht! Er hält ja . . ."

„Wie kann er halten?" denkt Siemsen, dessen Sinne langsam wieder die alte Frische gewinnen. „Ich habe doch — —"

Da kracht die Lampe gegen die Hauswand, die Splitter springen bis zu ihm hin, der im Dunkel des Dammes liegt. Eilige Schritte und krachendes Unterholz verraten ihm, daß die Diebe die Flucht ergreifen. Dann zerreißt wildes Kreischen die Luft, keuchend hält der Zug. Die Steine des Dammes klirren unter den Laufschritten heraneilender Menschen. Männerfäuste reißen Siemsen die Tücher vom Kopf und aus dem Munde, lösen die rohgeschlungene Fessel. Taumelnd steht er vor Kameraden.

„Was ist los?" schreit der Zugführer.

„Diebe!" sagt Siemsen, und schon eilt er in die Wachtstube, wo er die Kasse weiß. — —

„Wie konnten Sie rotes Licht geben, wenn Sie gefesselt sind?" will der Zugführer wissen. Siemsen hört es kaum: Erst die Kasse! Er stürzt in die Stube; sie steht unberührt, wo er sie gelassen hat. Dann sieht er, sehen alle: Auf dem Tische, neben der Lampe, kniet seine Käthe, totenbleich vor Schreck. Kaum hat der Blick des Vaters sie getroffen, da entfällt der Verängstigten das verbotene Spielzeug: die rote Scheibe, die sie vor die Lampe gehalten hat, vor die schlichte Lampe auf dem Tische, die nun, dem Kinde unbewußt, zum warnenden Signal wurde, gegen das die Diebe mit der weißen Signallampe vergeblich anwinkten.

In das befreite Gelächter, das die Eisenbahner anstimmten, als ihnen die Zusammenhänge aufgingen, ein Lachen, in das auch Siemsen nach dem ersten Schreck fröhlich einstimmte, klang das verschämte Weinen der kleinen Käthe noch lange hinein.

Feierabend von der Kohle.

Skizze von **Walter Dach**.

„Schicht machen! Los, los!" drängt uns der Hauer, unser Kameradschaftsführer, denn heute ist es später als sonst. Wir fahren einen Bremsberg auf, das heißt: wir fressen uns mit Keilhaue und Schaufel in die Kohle hinein.

„Los, los!" — Noch ein paar sichernde Schläge gegen das Holz, hinter dem gefesselt der Berg liegt. Dann werfen wir die Kleidung über, raffen das Gezäh für die Schmiede zusammen und stolpern und rutschen der Laufstrecke zu.

Hier packt der frische Wetterzug unsere heißen Leiber. Vor uns, hinter uns hören wir die Schritte und Gespräche der Knappen, die von allen Seiten dem Schachte zueilen. Wie Glühwürmchen tanzen die Grubenlampen durch die Nacht. Zwanzig Minuten lang ist der Weg, vorbei an gluckſenden Wassern, ratternden Förderketten, zu Bruch gegangenen Strecken, in denen die Fasern der Kappen und Stempel knistern und knacken.

Wir sind am Schacht. Scharen schwarzer Gesellen beleben das weite Füllort. Gemurmel wartender Männer ist im Raum. Glockenzeichen, Rufe, Türenschlagen, Wagengerassel. Alle Gesichter sind dem Schachte zugewandt, in dem die beiden Förderschalen auf- und niedersteigen.

Zu zwölf schieben wir uns auf den Korb. Hinter dem letzten Mann schlägt der Riegel in die Tür. Wir stehen eng Schulter an Schulter.

„Hol auf!" ruft das Signal, und die Schale ruckt empor. Schneller und schneller hebt sie sich, sie gleitet und schlägt in den Spurlatten.

Von den Schachtwänden rieselt uns das Wasser auf den Hut. Wir stehen still und stumm. Noch hat uns der Rhythmus schwerer Arbeit im Bann. Unsere Glieder sind völlig ausgemergelt und kraftlos.

Unsere Gedanken kreisen noch um irgend etwas da unten. Wir gehören noch der Kohle, von der wir kommen und zu der wir morgen zurückgehen. Wir haben einen Kampf mit ihr gehabt, in dem wir Sieger blieben. Wir führen die Technik des zwanzigsten Jahrhunderts gegen die Tücke versunkener Jahrtausende. In diesem Feldzug sind wir Soldaten der Kohle. Und Kohle! Kohle! schreit es uns täglich entgegen.

Aber jetzt, da wir uns in sausender Fahrt von ihr entfernen, bricht mit fahlem Schein, anfangs kaum merklich, eine andere Welt in unser Dunkel. Lichter und lichter wird es um uns. Die Glieder straffen sich, die Gedanken werden neu: Der Tag! Der Feierabend!

Überwältigend ist, was mit ihm kommt. Es ist nicht wahr, daß wir am dünnen Seil hängen und daß uns Maschinenkraft nach oben zieht. Nein, nein. Der helle frohe Feierabend hockt oben am Schacht, und mit langen Armen greift er gütig in den tiefen dunklen Schlund; er hat uns gefaßt, sicher und fest, und hebt uns heran zu sich, näher und immer näher . . .

Glückauf, Freund Feierabend, Glückauf!

Die Fahrt ist zu Ende. Die Schale ruht auf den Knaggen. Über die nassen Platten des Förderbodens knirschen viele nägelbeschlagene Stiefel. Mitten im Haufen der Kumpel ist Freund Feierabend, schwatzend und lachend.

Nun läßt er uns nicht mehr los. Wir stürmen mit ihm die eisernen Treppen hinunter, stürzen unter das heiße Wasser der Brause, jagen zum Kleiderhaken und hören nur wie aus weiter Ferne: Der Steiger verliest die Belegschaft, ob alle wieder lebend zu Tag gekommen sind.

Dann wandern wir durch das Zechentor in den sonnigen Sommertag hinein, an reifenden Äckern vorbei, dem reichen Segen zu, den uns Freund Feierabend nach harter Arbeit beschert.



Lustige Ecke





Professor Z. E. R. Streut hat seinen Mantel aufgehängt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.